

Insel

Elizabeth
von Arnim
Jasminhof

Roman

insel taschenbuch 2292
Elizabeth von Arnim
Jasminhof



Elizabeth von Arnim, geboren am 31. August 1866 in Sydney, ist am 9. Februar 1941 in Charleston/South Carolina gestorben.

Voller Vorfreude auf ein vergnügliches Wochenende in Shillerton waren die Gäste am Freitagabend, dem Wochenende vor Pfingsten, angereist. Doch die erwarteten und gewohnten kulinarischen Genüsse der reizenden Gastgeberin Daisy Midhurst blieben aus. Statt dessen müssen sie sich mit den Folgen des Verzehrs von gerade halbreifen, entsetzlich sauren Stachelbeeren auseinandersetzen, die ihnen in unzähligen Variationen serviert werden. Und so erlebt die erlauchte Tischgesellschaft – ein Bischof mit seiner Frau, ein Richter, ein deutscher Adliger und ein Kabinettsminister – neben allerlei kleinen Ärgernissen dieser und anderer Art zu guter Letzt noch einen handfesten Skandal.

Ein amüsanter Gesellschaftsroman um Liebe, Ehebruch und Etikette, mit mehr als nur ironischen Untertönen geistreich erzählt.

Elizabeth von Arnim
Jasminhof

Roman
Aus dem Englischen
von Helga Herborth
Insel Verlag



2. Auflage 2024

Erste Auflage 1999
insel taschenbuch 2292

© 1999, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany
ISBN 978-3-458-33992-2

www.insel-verlag.de

Jasminhof

Erster Teil

An jenem Wochenende, dem Wochenende vor Pfingsten, gab es in Shillerton Stachelbeertorte zum Sonntagslunch – oder sagte man Strudel? Daisy Midhurst, an deren Tisch das Backwerk verzehrt wurde, wußte es nie genau, jedenfalls war es das Gebilde mit dem Teig oben drauf statt unten drunter. Außerdem wurde es heiß serviert, denn Teig schmeckte eben besser warm. Stachelbeeren dagegen nicht. Nach dem Verzehr war auch den Gästen warm, und nicht nur warm, sondern unbehaglich; denn die Stachelbeeren, deren Säuernis keine noch so große Menge darüber geschütteten Zuckers und keine Anzahl geleerter Sahnebecher Abhilfe schaffen konnten, begannen unmittelbar nach ihrem Genuß zu gären.

Und das brachte das Faß zum Überlaufen. Wie die Gäste fanden, war genug vorgefallen, was dies durchaus schon vorher hätte bewirken können, seit sie Freitag angekommen waren, so zuversichtlich und arglos, voller Vorfreude und Überschwang, so glücklich, wieder einmal hier zu sein, denn eine Einladung in das Haus einer Lady Midhurst war genau das gleiche wie der Stempel im Silberbesteck. Er wies einen als echt, immer noch durch und durch echt aus.

Worin die verschiedenen kleinen Ärgernisse nun bestanden, hätte niemand genau sagen können. Zum einen natürlich das Wetter, das Südengland plötzlich und ganz unzeitgemäß unter einer drückenden Hitzewelle begrub, bei der jede Bewegung zur Last und einem selbst das Reden zu viel wurde. Dann diese Mrs. Andrew Leigh, die niemand der geladenen Gäste kannte, außer natürlich ihrem Gatten,

und angesichts deren Aufmachung sich alle nur über ihre Anwesenheit in diesem Hause wundern konnten. Aber all dies war keine ausreichende Erklärung für die wachsende Unrast und Verdrossenheit der Gesellschaft. Noch etwas anderes lag in der Luft, etwas Unerklärliches, aber doch deutlich spürbar, beispielsweise in der sonderbaren Nachlässigkeit des Speiseplans, der sich durch ein Höchstmaß an Phantasie- und Abwechslungslosigkeit auszeichnete. Alles andere, nur das nicht, hätte man auf Shillerton erwartet, wo man es gewohnt war, daß dem Wohlbefinden und Vergnügen der Gäste die größte Aufmerksamkeit und Fürsorge galt.

Das Ganze sah Daisy so wenig ähnlich, daß die Gäste schließlich untereinander tuschelten. Ständig diese Stachelbeeren! Was dachte sie sich bloß dabei? Gerade halbreif und entsetzlich sauer waren die bestialischen Dinger seit Freitag zu jeder, aber auch jeder Mahlzeit aufgetaucht, zuerst als Eisspeisen, dann als Soufflés und schließlich als Creme. Am Anfang nahm man sie nicht weiter zur Kenntnis, aber schon am Freitagabend gingen einige Gäste sehr nachdenklich zu Bett. Nach und nach erzwangen die sauren Früchte die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft mit Nachdruck, und als zum Sonntagslunch, in der Glut der Mittagshitze, wieder Stachelbeeren aufgetischt wurden, und diesmal nicht einmal kalt, wie wenigstens bisher immer, sondern in Form eines glühend heißen Strudels, sahen die Gäste darin verständlicherweise den Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte.

Die um den Tisch schwirrenden Gedanken wurden münzlich bitterer, und auch in das Tischgespräch schlich sich die eine oder andere Spitze. Was war nur mit Daisy los, daß sie die gewohnte Sorgfalt bei der Bewirtung ihrer Gäste ver-

missen ließ? Vielleicht hatte sie die Mahlzeiten gar nicht selbst angeordnet, was ihr aber, betrachtete man das Resultat, zu empfehlen gewesen wäre. Hatte sie diese Aufgabe etwa ihrer Sekretärin anvertraut – unverzeihlich; oder dem Mädchen – wie leichtfertig; oder dem Koch – fatal. Miss Simpson verstand sich zweifellos hervorragend darauf, Gästelisten zu führen, aber ein Blick genügte, und man wußte sofort, daß es ihr, was die Zusammenstellung eines Menüs betraf, völlig an Ideenreichtum mangelte. Und Terence Chilgrove – nun, sie taugte auch nicht dazu, denn sie gehörte zu jenen edelmütigen jungen Frauen, denen die Speisung der Armen mehr am Herzen liegt als die der Reichen. Und der Koch, dem natürlich klar war, daß Stachelbeeren um diese Jahreszeit eine Rarität sind, sie folglich als Delikatesse einstuft, glaubte in seiner für Bedienstete typischen Phantasielosigkeit wohl, von so etwas Gutem könne man gar nicht genug haben.

Aber man konnte. Bis Sonntagmittag hatten alle Gäste es am eigenen Leibe gespürt. Seit wann waren übrigens vernünftige, erwachsene Menschen gewillt, in unreifen Stachelbeeren etwas Gutes, gar eine Delikatesse zu sehen?

»Kein Magen«, äußerte sich der Richter der Gesellschaft, Mr. Justice Lattington – alias, und in seinem Privatleben, Sir Lydford Lattington –, »kein Magen«, brummelte er vor sich hin, die Mundwinkel um die schmalen, richterlichen Lippen herabgezogen, »hält das aus.« Er schob seinen Teller fort und versank ins Grübeln.

Wirklich, er hatte sein Bestes getan, diesen entsetzlichen verfrühten Frühlingsfrüchten trotz der Hartnäckigkeit, mit der sie sich auf dem Tisch breit machten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In der Tat, er hatte Milde walten lassen, wie es sich für einen guten Gast und wohlgesonnenen

Freund gehört. Aber so groß seine Hochachtung für Lady Midhurst war, so sehr er sich auch mühte, sich als dankbarer Gast aufzuführen, vor dem glühend heißen Strudel kapituliert er. Der halbe Inhalt der Zuckerdose war auf seinem Teller und hatte nichts gegen die widerborstige, geradezu boshafte Säuerlichkeit dieser dampfenden grünen Beeren ausgerichtet. Kaum zu glauben, dachte er, aber die Dinger bissen einen regelrecht in den Mund, statt, wie anständiges Essen, drauf zu warten, daß sie gebissen wurden. Schon im nächsten Moment war er zu der Einsicht gezwungen, daß sie noch etwas viel Schlimmeres taten. Sie bissen auch noch zu, nachdem man sie hinuntergeschlungen hatte.

Na, das konnte ja noch heiter werden, sagte er mit verzeihlichem Ärger zu sich selbst. So etwas passierte einem, wenn man eine Einladung zu einem, wie man selbstverständlich wähnt, erfreulichen oder doch zumindest angenehmen Wochenende ins Haus einer Freundin annahm. Schon gestern abend beim Dinner, nach dem Verzehr des infernalischen Essens, hatte er sich unwohl gefühlt, aber das war ein harmloses Unwohlsein gewesen im Vergleich zu seinem jetzigen. Lady Midhurst – eine bezaubernde Dame, keine Frage. Aber ihrer Fahrlässigkeit gegenüber ihren Gästen mußten Grenzen gesetzt werden. Einem solche Mahlzeiten vorzusetzen, dazu hatte sie kein Recht. Und morgen im Gericht wartete wichtige Arbeit auf ihn, Arbeit, die seine ganze Aufmerksamkeit und Tatkraft erforderte. Und wie, das hätte er gern gewußt, sollte er aufmerksam sein, wenn er die ganze Zeit von innen gebissen wurde?

Finster blickte er zum Tische hin, wo seine Gastgeberin mit dem Rücken zum Fenster saß. Er konnte sie nicht sehr deutlich sehen, denn der Tisch war lang und das Fenster abgedunkelt, aber wie es schien, plauderte sie so ver-

gnügt mit den Gästen zu ihrer rechten und linken, als führte sie nichts Böses im Schilde.

Jemand sollte es ihr sagen, dachte er, und rutschte auf seinem Stuhl hin und her. In seinem klar geschnittenen Gesicht, diesem Gesicht, das unter der Richterperücke so vorteilhaft zur Geltung kam, stand ein finsterer Ausdruck. Auch seine Tischnachbarin – oder bildete er es sich nur ein? – rutschte auf ihrem Stuhl hin und her. Nein, er bildete es sich nicht ein, natürlich rutschte sie hin und her. Was hätte sie sonst tun sollen? Noch eine Minute, dann bräche wahrscheinlich rings um den Tisch das große Gezappel aus. Behandelte man so arglose Gäste? Er hatte wirklich eine hohe Meinung von Lady Midhurst wie alle andern auch. Er bewunderte und schätzte sie über die Maßen, aber was die Bewirtungsfrage betraf, verdiente sie eindeutig Tadel oder bedurfte zumindest einer leitenden Hand. Und das mußte ihr einmal gesagt werden.

Aber von wem?

Sir Lydford blickte noch finsterer drein. Wer konnte diesen reichen, in höheren Regionen schwebenden, umschwärmten Frauen, die ihr Leben lang taten, was sie wollten, und es für selbstverständlich nahmen, daß alle Welt von ihrem Tun und Treiben entzückt war, irgend etwas sagen? Höchstens vielleicht der eigene Gatte, aber selbst da hatte Sir Lydford, der in Ausübung seines Richteramtes reichliche, wenn auch einseitige Erfahrung mit Gatten gesammelt hatte, seine Zweifel. Außerdem war im vorliegenden Fall nicht mal einer vorhanden. Der arme Midhurst war im letzten Kriegsjahr gefallen – angesichts seines eigenen augenblicklichen Befindens fand Sir Lydford, daß er deswegen nicht sonderlich zu bedauern sei – und hatte, obwohl seine Witwe zu diesem Zeitpunkt eine außerordentlich at-

traktive Erscheinung war, es auch lange danach noch blieb und sich sogar gelegentlich weiterhin in bestimmtem Lichte zeigte, solange es nicht zu grell war, nie einen Nachfolger gefunden.

Armer Midhurst. Sir Lydford hatte ihn nie kennengelernt, aber eine Welle von Sympathie und Mitleid mit dem armen Teufel wogte plötzlich in seinem Innern auf. Irgend etwas wogte da ohne Frage. Einen Moment lang war er nicht sicher . . . Dann wieder, im nächsten, zweifelte er nicht mehr . . . Diese Stachelbeeren. Diese verdammten Stachelbeeren. Sie gaben einfach keine Ruhe. Armer Midhurst, mit ihm hatte es also gar nichts zu tun.

Sir Lydford zog sich in völliges Schweigen zurück. Der Kabinettsminister der Gesellschaft ihm gegenüber leerte gerade mannhaft seinen Teller. Sir Lydford betrachtete ihn mit finsterner, fassungsloser Miene. Der Mann hatte tatsächlich alles weggeputzt. Er mußte einen Magen wie ein Pferd haben. Na, bei dem gegenwärtigen Kabinett brauchte er den wohl, dachte Sir Lydford. Aber warte nur, noch ein paar Minuten, dann . . .

Aber Mr. Torrens brauchte gar nicht zu warten. Ihm war schon jetzt so sonderbar. Er hatte die Torte – er gehörte zu jenen, die Torte sagten, und nicht Strudel – nur aus Loyalität mit Daisy gegessen, der er sehr zugetan war, und weil es sich seinen Anstandsbegriffen nach für Gäste gehörte, alles, was die Gastgeberin ihnen vorsetzte, mit beglückter Miene zu essen. Keine Frage, die Bewirtung hier war ein Skandal – sah Daisy gar nicht ähnlich, so etwas –, und selbst Mr. Torrens, beileibe kein Kostverächter, sah heute überhaupt nicht glücklich drein, im Gegenteil, als die Torte auf seinem Teller sich dem Ende zuneigte, stand ihm ein geradezu ver-

störter Ausdruck im Gesicht. Aber, so sagte er sich, während er sich tapfer dem Rest auf seinem Teller widmete, was machten schon ein paar Stachelbeeren mehr oder weniger, waren sie erst einmal unten.

Er sollte es bald merken. Aus seiner unerschütterlichen Loyalität Daisy gegenüber, die aus irgendeinem unerklärlichen Grund stolz auf die Dinger sein mußte – warum sonst brachte sie sie so hartnäckig auf den Tisch? –, hatte er inzwischen eindeutig mehr als weniger verputzt, und, rechnete man die Eisspeisen, die Soufflés und Cremes der vorangegangenen Mahlzeiten mit, es waren inzwischen beachtliche Mengen durch seine Verdauungsorgane gegangen. Sprach man, überlegte er, bemüht, seine Aufmerksamkeit von den jetzt mit Macht in seinem Innern einsetzenden Geschehnissen abzulenken, bei Stachelbeeren nun von einer Menge, oder mußte es korrekter Anzahl heißen? Denn Menge und Anzahl nicht zu verwechseln, war, soweit er sich erinnern konnte, das einzige, was seine Mutter ihn während der Zeitspanne, als er auf ihrem Schoß saß, gelehrt hatte. Nun, im vorliegenden Falle mußte es wohl . . .

Mit einem hastigen Ruck wandte er den Kopf seiner Tischnachbarin zu und befragte sie nach ihrer Meinung.

Die Dame, die während der letzten Minuten völlig verstummt war, beschied ihn kurz und bündig, derlei interessiere sie nicht.

»Ich bitte Sie«, beharrte Mr. Torrens. Er mußte einfach reden, um sich abzulenken. »Sie würden sich ja gewiß auch nicht dazu versteigen, Mengenbuch zu sagen, wenn Sie das Buch Numeri meinen, nicht wahr?« Denn sie war die Frau des Geistlichen der Gesellschaft, und Mr. Torrens hielt es sich zugute, daß er ihr trotz seines persönlichen Unwohlseins eine so auf sie zugeschnittene Frage stellte.

Sie warf ihm einen recht kühlen Blick zu und wandte dann ihre schwerlidrigen Augen ab. Ihr war gar nicht gut. Natürlich, diese Stachelbeeren! Um diese Jahreszeit konnten sie ja noch nicht reif sein. Dazu noch die fette Sahne. Dann die drückende Hitze im Raum, die drückende Hitze überall, und jetzt auch noch diese beängstigende Hitze in ihrem Innern – warum mutete man ihr solche Qualen zu, warum setzte Lady Midford, die doch in dem Ruf einer bewundernswürdigen Gastgeberin stand, plötzlich das Wohlbefinden, ja sogar die Gesundheit ihrer Gäste aufs Spiel?

»Nicht wahr, das würden Sie doch nicht?« beharrte Mr. Torrens, gleichgültig gegenüber ihrem kühlen Blick, den er bei der im Raum herrschenden Temperatur sogar als Wohltat empfand.

Sie überlegte, ob sie sich wirklich zu einer Antwort herbeilassen sollte. Scherze mit der Bibel zu treiben zeugte immer von schlechtem Geschmack. Dergleichen ausgerechnet der Frau eines Bischofs aufzutischen, war schlichtweg degoutant. Dazu war es nicht einmal die Regierung, der dieser Herr angehörte, die ihrem Manne zu Amt und Würden verholfen hatte. Und zum Premierminister würde es dieser Mr. Torrens, da war sie sich ganz sicher, nie im Leben bringen.

Es gab also keinen triftigen Grund, sich ihm gegenüber um Höflichkeit zu bemühen. Aber was war mit ihren Pflichten ihrer Gastgeberin gegenüber, der sie, trotz allem, sehr zugetan war? Vielfältig waren die Schlingen von Reichtum und Rang, die Lady Midhurst umfingen, und zahlreich genug die fraglos bedauernswerten Züge ihres Charakters, wie etwa die Unart, sich ihr Haar, das dem natürlichen Lauf der Dinge nach längst grau sein sollte, mit Henna zu färben und

ihr Gesicht, statt es in aller Ruhe welken zu lassen, mit Salben und Cremes zu traktieren und sich zu allem Überfluß Lippen und Fingernägel rot anzumalen – wie unpassend, sie hatte schließlich schon eine erwachsene Tochter. Aber man mußte Daisy einfach mögen. Sie war so freundlich, so heiter, so offenkundig glücklich und außerdem so großzügig. Nie verweigerte sie die Hilfe, wenn man sie bei den eigenen unzähligen wohltätigen Verpflichtungen darum bat. Stets half sie mit Freuden und immer großzügiger als erhofft. Auch ihre gesellschaftliche Position, von Geburt gehörte sie einer der beiden ältesten Familien Englands an, durch Heirat der zweiten, war unangreifbar, mochte sie sich herrichten wie sie wollte. Aber noch mehr, und das war das wichtigste – trotz ihrer schillernden Erscheinung galten für sie nur die höchsten moralischen Maßstäbe, und hinter ihren getuschten Wimpern war sie von solch edler und reiner Lebens- und Denkungsart, daß man nie fürchten mußte, unter ihrem Dach jemandem zu begegnen, der, ganz gleich wie er oder sie aussah, nicht gut war.

Das alles waren unbestreitbare Vorzüge. Unter jedem Blickwinkel, außer dem Anblick, den sie bot, durfte man sich glücklich schätzen, ihre Zuneigung und Gastfreundschaft zu genießen, und nach einem Aufenthalt in ihrem Hause hatte man unweigerlich das Gefühl, falls derlei Dinge einem etwas bedeuteten, der eigene gesellschaftliche Rang habe sich beträchtlich erhöht.

Deshalb wollte man sie natürlich nicht vor den Kopf stoßen und es solange wie möglich vermeiden, zu einem ihrer Gäste unhöflich zu sein. Aber wie lange ihr das gelingen würde, angesichts der drückenden Hitze, der einverleibten Mahlzeiten und der Tatsache, daß es sich bei dem Gast um Mr. Torrens handelte, wußte die Frau des Bischofs beim be-

sten Willen nicht. Sie mochte Mr. Torrens nicht. Er gehörte nun einmal nicht zu der Sorte Männer, an der ihr lag. Aber sie mochte Lady Midhurst, die wiederum ihn mochte. Wirklich sehr sonderbar, dachte sie, und heftete ihre schweren Augen angestrengt auf die Blumen vor ihr, um sich den Anblick der geröteten Gesichter um sie herum, vor allem des hochroten von Mr. Torrens, zu ersparen, wie wenig es einem doch gelang, die Freunde seiner Freunde zu ertragen, geschweige denn sie zu mögen, wobei die Schnelligkeit, mit der diese Unfähigkeit wuchs, weilte man mit ihnen unter einem Dach, noch verwunderlicher war.

Noch am Freitag, bei ihrer Ankunft, erinnerte sie sich, hatte sie die Gesellschaft sehr erfreulich gefunden (eine große Enttäuschung war nur, daß entgegen der sonstigen Gepflogenheiten des Hauses keine Angehörigen des Hochadels mit von der Partie waren, sich dafür aber diese Mrs. Leigh unter den Gästen befand). Kurz nach ihrem Eintreffen hatte sie eine ganze Weile mit diesem Mr. Torrens geplaudert, ja sogar recht vergnüglich geplaudert. Und jetzt, kaum zwei Tage später, konnte sie sich, was ihn betraf, und übrigens alle andern auch, nur noch über den Geschmack ihrer Freundin bei der Auswahl ihrer Freunde wundern.

In ihren Augen gab es nichts, was für einen der hier Versammelten gesprochen hätte, außer natürlich, daß alle gute Menschen waren. Sie mußten einfach gut sein, sonst wären sie ja nicht hier, obwohl man es so manchem ganz gewiß nicht ansah. Mr. Torrens zum Beispiel. Der Art nach zu urteilen, wie er diese Mrs. Leigh anstarrte, zweifelte sie nicht daran, daß er Absichten hatte, und zwar, könnte er ihnen nachgeben, eindeutige. Dem Himmel sei Dank, konnten unter Lady Midhursts Dache keinerlei Absichten, eindeutig oder nicht, verfolgt werden, aber Zeugin seiner

Blicke zu werden, war schon unerfreulich genug. Und dann, welcher wahre Gentleman trat schon solch einer Regierung bei? Diesem Haufen von Zauderern und Zögerern! Jeder achtbare Mensch würde sich schämen, sich im gegenwärtigen Kabinett auch nur blicken zu lassen. Und erst seine törrichten Scherze über die Bibel! Unerhört, ausgerechnet ihr mit Bibelwitzen zu kommen.

Nein, für Mr. Torrens hatte sie keine Verwendung, und als er auf seiner Taktlosigkeit beharrte und sie ein drittes Mal fragte: »Das würden Sie doch nicht, nicht wahr?« wandte sie sich zu ihm um und fuhr ihn an, das Buch Numeri sei kein Gesprächsgegenstand für sie.

»Ach, kommen Sie«, sagte er mit gutmütigem Spott – wie erdreistete er sich zu einem solchen Ton ihr gegenüber! »Ich bitte Sie! Sie, die Frau eines . . .«

Wie immer er fortfahren wollte, er wurde glücklicherweise von Lady Midhursts Schwager, dem gegenwärtigen Marquis übertönt – auch ihm sah man den guten Menschen nicht unbedingt an, aber für einen Marquis hielt das Leben wahrscheinlich besondere Versuchungen bereit, und alle Versuchungen, ob widerstanden oder nachgegeben, hinterließen ihre Spuren –, aus dem es plötzlich laut und unbeherrscht herausbrach: »Können wir nicht noch ein Fenster öffnen, Daisy?«

»Es ist doch schon noch eins offen«, versicherte ihm Miss Simpson, Daisys Sekretärin.

»Dann eben die Tür«, keuchte Lord Midhurst, ein Mann von beachtlichem Leibesumfang, der bereits die unter der Tischkante verborgenen Knöpfe seiner Kleidung geöffnet hatte, um sich Erleichterung zu verschaffen, die sich jedoch nicht einstellte.

»Aber sitzen wir dann nicht mitten im Durchzug?« fragte